

Zeitschrift: Mariastein
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 89 (2012)
Heft: [2]

Artikel: Im Kloster aufgewachsen : Kindheitserinnerungen eines Klosterzöglings
Autor: Martin, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1032594>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Im Kloster aufgewachsen

Kindheitserinnerungen eines Klosterzöglings

Interview mit Hans Martin, Metzerlen

P. Leonhard: Der heilige Benedikt regelte im 6. Jahrhundert unter anderem auch, wie mit Knaben im Kloster umzugehen ist. Jugendliche, die im Kloster erzogen werden, kennen wir heute nur von Klosterinternaten. Aber Sie, Herr Martin, sind im Kloster Mariastein aufgewachsen – von Geburt an?

Hans Martin: Nicht von Geburt an. Geboren bin ich und auch mein Bruder Kurt in Metzerlen, 1942 und 1944. Aber als unsere kleine Schwester Bernadette 1956 zur Welt kam, da haben wir längst schon in Mariastein im Kloster gelebt.

Im Hause Gottes gibt es viele Wohnungen ...

P. Leonhard: Wie kam das, dass Ihre Familie nach Mariastein ins Kloster gezügelt ist?

Hans Martin: Nun, wir hatten in Metzerlen beim Grossvater gewohnt. Aber unsere Eltern wollten dann doch dort ausziehen, denn es war mit drei, vier Zimmern viel zu beengt für uns alle, für sechs Personen. Wahrscheinlich wollten unsere Eltern auch mit uns alleine sein. Zu der Zeit wurde in der Klosteranlage Mariastein eine Wohnung frei. Das Kloster gehörte ja damals dem Staat, das heisst dem Kanton Solothurn. Die bewohnbaren Teile

Dr. Hans Martin (* 1942), in Mariastein in den Klostergebäuden aufgewachsen, verheiratet und wohnt in Metzerlen. Als Chemiker war er in der Basler Chemieindustrie tätig, heute ist er pensioniert.

des Klosters hat da der Staat vermietet.

Wir zogen also im Südflügel ein, zum Garten hin. Das war ja ein Wohnhaus mit angebautem Schopf: Ich weiss nicht wie Sie im Kloster das Haus heute nennen.

P. Leonhard: Wir nennen es heute «Gallushaus». Heute hat dort die Hälfte meiner Mitbrüder ihre Zellen. Wann war das etwa, als ihre Familie dort einzog?

Hans Martin: Das war 1952. Im unteren Stock hat die Familie Rhyn gewohnt, und im oberen Stock wohnten wir. Und unsere Eltern blieben dort wohnen. Erst nach der Klosterrückgabe zogen sie in eine Wohnung über der Pilgerlaube.

P. Leonhard: Damals wohnten noch eine ganze Menge anderer Partien im Kloster ...

Hans Martin: Über der Siebenschmerzenkapelle, im heutigen Gästehaus, wohnte zum Beispiel der Bezirksschullehrer Zimmermann mit Frau. Im separaten Haus hinter der Kirche (*Anm. d. Red.: heute «Gertrudis-Haus»*) wohnte der alte Kasper mit seiner Frau, die Eltern des damaligen Gemeindeschreibers. Und vorne, nach Westen hin, da wohnten Leute auf drei Etagen. Unten wohnte das Fräulein Hammel, die Nähschullehrerin. Und oben im zweiten Obergeschoss wohnte eine Tante von uns, Frau Frieda Renz. Dazwischen wohnte Frau Königer, die das vorderste Lädli auf dem Klosterplatz hatte. Ihre Wohnung war also da, wo heute der Abt logiert ...

P. Leonhard: Ja, die Abtei, wo der Abt heute Empfangsraum und Büro hat. Sein Schlafzimmer hat er übrigens nicht da, sondern genau dort, wo Sie gewohnt haben!

Hans Martin: Ja was! Jedenfalls: Zur Kirche hin beim Orgelaufgang, wo heute die Pforte ist, da wohnte Herr und Frau Hinners. Und wo heute die öffentlichen Pilger-WCs sind, da war oben auch eine Wohnung, ja, da hat die vierköpfige Familie Hammel gewohnt.

Auf Beobachtungsposten

P. Leonhard: Wie sah es da aus in Ihrer Wohnung im Kloster?

Hans Martin: Da war eine Stube, eine Küche, eine Toilette, zwei Schlafzimmer und unter dem Dach noch zwei Mansardenzimmer, in denen ich und Kurt geschlafen haben. Da war es im Winter ziemlich kalt. Wir hatten zwar kleine Elektroöfen, aber

dennoch hatten wir im Winter Eisblumen an den Fenstern.

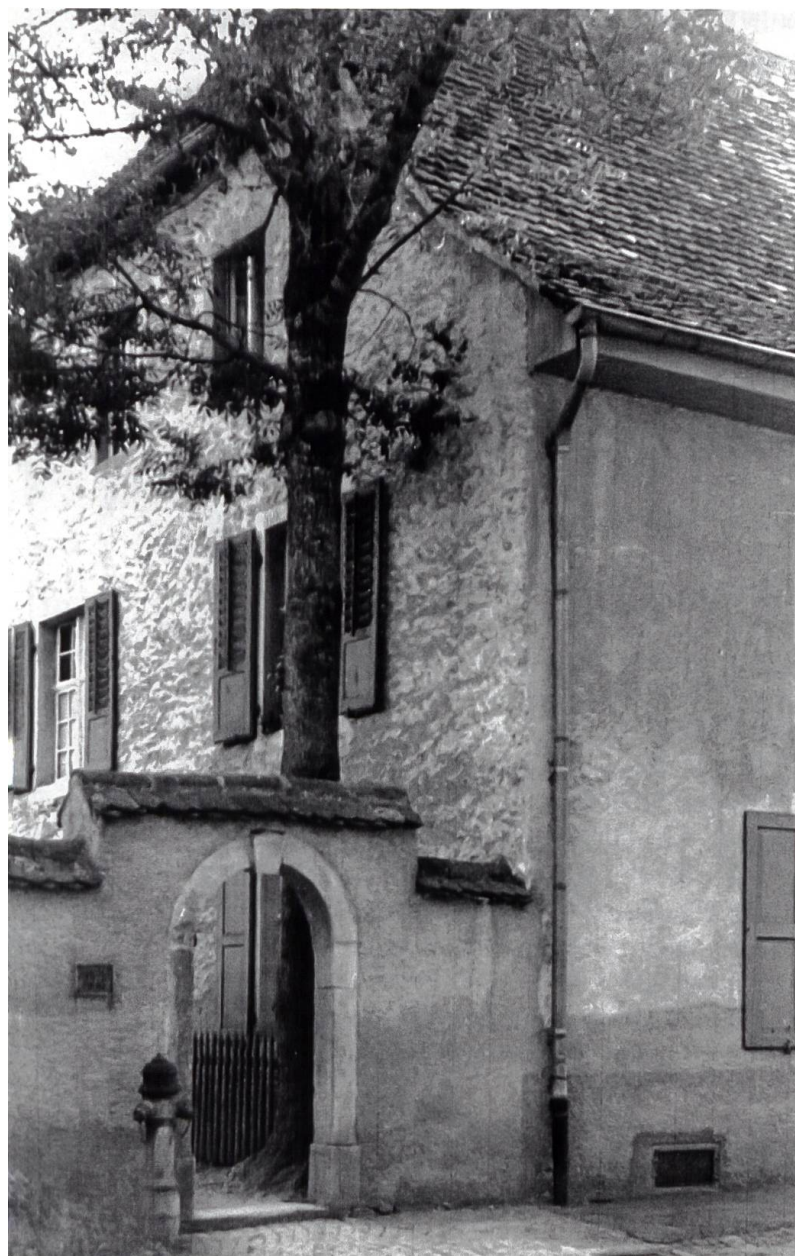
Von unserer Wohnung aus konnte man gut den damaligen Pforteneingang kontrollieren. Die Allee im Klostergarten war ja nicht abgeschlossen wie heute, sondern allen zugänglich. Hier an dieser Ecke sind alle ein- und ausgegangen. Die Klosterbrüder haben da auch ihre Spaziergänge hin und her gemacht. Und direkt neben unserer Wohnung war auch der Fussballplatz der Schule. Die Bezirksschule war ja auch in den Klostergebäuden untergebracht. Und da sah man also auch die Patres vom Kloster spazierengehen, zum Beispiel den P. Pirmin. Das war der Chefimker (*Anm. d. Red.: P. Pirmin Tresch, 1881–1974*).

Dieser Elsässer Pater hat oft gemalt, auch im Auftrag. Einmal hat er sogar ein plastisches Appenzellerbild gemalt mit reliefartigen Bergen. Gegenüber unserer Wohnung war zum Garten hin ein kleiner Torbogen, und dahinter war ein zweites Bienenhaus. Das hat P. Pirmin quasi wie ein Atelier benutzt, und wir Buben sassen immer wieder bei ihm und haben immer wieder geschaut, was er malt. Wenn es Zeit war und die Farbe trocknen musste, hat er das Bild abgedeckt. Und wir haben dann natürlich auch daruntergeschaut, wie weit es schon war.

P. Pirmin ist quasi überall hin zu Fuss gegangen, auch wenn er auf Aushilfe über den Blauen oder sogar ins Beibel (nach Beinwil) musste. Im Kloster hatten sie immer Angst, wenn er zur Aushilfe über den Blauen ging, dass ihm einmal etwas zustösst.

P. Leonhard: Musste man P. Pirmin nicht einmal sogar suchen?

Hans Martin: Ja, aber diese Geschichte kenne ich nur vom Hörensagen, wie ihn einmal das



Torbogen und bewohnbarer Teil des Schopfes (heute: Gallushaus): Hier gingen vor 1971 auch die Pilger ein und aus.



P. Pirmin Tresch (1881–1974) kurz vor seinem Tod.

ganze Kloster und viele andere Mariasteiner gesucht haben und man ihn dann Richtung Hofstetten in einen Kartoffelacker fand, wo er sich hingelegt hatte, weil ihm unwohl war oder weil er einfach müde war. Das weiss ich gar nicht so genau.

Unbeschwerte Kindheit

P. Leonhard: Welche Erinnerungen aus Ihrer Kindheit sind Ihnen noch geblieben?

Hans Martin: Wir durften eigentlich in Mariastein eine unbeschwerte Kindheit verbringen. Wir waren sicher etwa 12 oder 14 Kinder, die von Mariastein gemeinsam nach Metzerlen zur Primarschule gehen mussten – zu Fuss, denn ein Velo hatten damals nur

zwei, und die sind auch meistens nur einfach neben uns her gefahren. Und so sind wir täglich oft viermal den Weg gegangen, mittags wieder heim zum Mittagessen, und danach wieder zur Schule. Eine Zeit lang hatten wir einen Lehrer namens Natsch, der auch in Mariastein wohnte. Der ist dann auch mit uns zu Fuss nach Metzerlen gegangen.

Wir hatten wirklich eine schöne Jugendzeit im Kloster. In der Freizeit hatten wir sehr viel Abwechslung. Fast das ganze Kloster gehörte auch uns Kindern. Man konnte nicht alle Türen abschliessen. Irgendwo war immer eine Tür offen. Alle Buben waren zudem Messdiener. An den Sonn- und Feiertagen haben wir natürlich immer ministriert.

An Weihnachten wollten wir auch nicht ins Bett, und dann haben wir ministriert und es war für uns interessant, wenn wir nachher sagen konnten: So und so lang habe ich in der Nacht noch aufbleiben dürfen und ministrieren müssen!

Und wir wurden meistens fürstlich belohnt: Schokolade, Orangen, was man sich sonst nicht leisten konnte. Unser grosser Wohltäter war Bruder Viktor, ein älterer Bruder im Kloster, der uns oft Äpfel und Orangen brachte. Wenn es im Konvent zum Dessert Bananen gab, hat er welche herausgeschmuggelt und sie im Schopf, der direkt an unsere Wohnung angrenzte, an uns verteilt.

Alle Estriche gehörten uns

P. Leonhard: Was stand euch damals alles als Spielplatz offen?

Hans Martin: Die Türen waren ja meistens überall offen. Manche Schlüssel waren wahrscheinlich auch verloren gegangen. Wir konnten auf den Glockenturm, auf den Kirchenestrich, unter das Konventdach, auf den Estrich im Glutzbau... Auf dem Glockenturm mussten wir immer aufpassen, dass nicht gerade die Glocken schlugen, weil wir sonst grausam erschrocken sind und die Ohren weh taten.

Auf dem Estrich unter dem Kirchendach gab es Lüftungsöffnungen zur Kirche hinunter.

Das Bienenhaus mit
Pater Pirmin im
Gärtchen des Kreuz-
gangs (1963).



Und da oben lagen doch immer so kleine Steinchen und Schmutz. Man konnte also durch die Öffnungen hinunterschauen und warten, bis Pilger durch den Mittelgang in der Kirche nach vorne gingen, und konnte dann Steinchen auf sie fallen lassen. Sie hofften ja auf Geschenke von oben!

Wie oft sind wir über den Konventestrich und den Kirchenestrich geschlichen! Alles voller Statuen und Fahnen! Und erst die Uniformen der Schweizergardisten, die dort aufbewahrt wurden! Die mussten wir natürlich auch ab und zu ausprobieren! Die Versuchung war halt gross, einmal so eine Hellebarde in die Hand zu nehmen, um zu sehen, wie schwer das Ding ist.

Aber wir haben alles wieder anständig zurückgestellt!

Manchmal hat Br. Stephan oder P. German dennoch etwas gemerkt und uns ins Gebet genommen, wenn wir etwas angestellt hatten. Dann mussten wir natürlich zugeben, dass wir dort oben waren, denn bei mehreren befragten Buben mussten wir ja damit rechnen, dass sich mindestens einer verrät. Wir waren eine stattliche Clique: der Alois Kronenberg, der Glaser Peter, der Kasper Fritz, der Probst Heinz, Freddy und Peter Rhyn, die unter uns wohnten, der Franz Stocker und die Thummel-Buben ...

Also alle Estriche waren unser Reich. Denn dort hat man fast nie jemanden angetroffen. Dort war das Risiko klein, erwischt zu werden – ausser wir machten zu viel Lärm.

Unsere Abenteuerspielplätze

P. Leonhard: Unter den Dächern war also damals Ihr Spielplatz?

Hans Martin: Alle Estriche gehörten uns. Da haben wir zum Beispiel an den Glockenseilen auf dem Estrich des Glutzbaus gezogen und geläutet, und sind danach schnell davongelaufen ...

Es gab aber auch die Weglein im Garten mit den Stufen, die Bruder Stephan angelegt hatte, weil er in einer Höhle, die er entsprechend ausgebaut hatte, zu einem schönen Ort zum Meditieren oder meinetwegen auch zum Stumpenrauchen fand (*Anm. d. Red.: Br. Stephan Heer, 1917–1990*). Diese Höhle nutzten wir als Ritterburg, wenn wir wussten, dass jetzt der ganze Konvent in der Kirche ist! Wir waren sicher die ersten, die dort gespielt haben. Aber das musste man uns dann verbieten, weil wir überall herumkletterten, und natürlich an den hohen Felsen hätten hinabstürzen können – und das war natürlich nicht zu verantworten.

Auf der anderen Talseite sind wir auch an den Felsen herumgeklettert. Die Eltern hatten da natürlich keine Freude. Ich meine, wenn das heute ein Kind machen würde, da würde man sofort die Polizei rufen. Heute ist vieles undenkbar, was wir damals gemacht haben. Es gab noch ganz andere kriminelle Spielplätze: Ausserhalb des Gnadenkapellengangs, wo man ein Gerüst hinstellen musste, wenn etwas verputzt wurde, da konnte man hinunter und durch das Fenster den Kopf hineinstecken und hineinschreien und die Pilger beim Hinabsteigen in die Gnadenkapelle erschrecken. Man hat mich nie dafür zur Rede gestellt.

Und da war noch das Türchen unter dem Ziegeldach der Gnadenkapelle. Das war wie eine Wandschränktüre. Dort hindurch kamen wir auch rein, und da waren viele Fledermäuse und eine Menge kleiner Steine... Wir versuchten mit den Steinen auf die Fledermäuse zu werfen, aber es ist unmöglich, eine Fledermaus zu treffen und abzuschliessen. Wir ha-

ben es ein paarmal versucht. Aber dann hat es Br. Stephan mitbekommen und hat unser Treiben unterbunden. Die Türe wurde zukünftig abgeschlossen und der Schlüssel gezogen. Wir kamen nicht mehr unter das Dach.

Im Tal unten haben wir natürlich oft auch den Bach gestaut.

Ein wunderschönes Plätzchen war der Konventgarten im Innenhof mit dem Fischliweiher. Wir konnten da rein, wie wir wollten. Die Patres haben nur geschumpfen, wenn wir zu laut waren und dort Radau machten. Einmal haben wir zu sechst am Fischliweiher gesungen, da hat uns Martha Schneeberger gerufen, hochzukommen. Sie betreute den gelähmten P. Willibald, der als Superior vor und während des Krieges und auch danach sehr angesehen war (*Anm. d. Red.: P. Willibald Beerli, 1885–1955*). Wir kannten ihn nur im Rollstuhl. Wir wurden also in das Vorzimmer von P. Willibald hochgerufen und sangen ihm dort auf Geheiss von Martha



Schneeberger mehrere Lieder. Dafür haben wir Schokolade bekommen.

Wenn uns später wieder einmal nach einer Schoggi zumute war, haben wir uns einfach wieder an den Fischliweiher gestellt – solange, bis Martha Schneeberger das Fenster aufgemacht hat und uns aufgefordert hat, hochzukommen, um P. Willibald ein Lied zu singen. Wir sind bei ihm nie leer ausgegangen!

Tasten drücken

P. Leonhard: Gab es noch andere Patres, die Eindruck auf Sie als Jugendliche gemacht haben?

Hans Martin: Ja natürlich! Zum Beispiel P. Leopold. Das war ein grossartiger Organist, nach meiner Erkenntnis ein Starorganist der Nordwestschweiz, und offenbar auch in der Orgelbaukunde versiert (*Anm. d. Red.: P. Leopold Beul, 1886–1955, Benediktiner des Klosters Engelberg, war als Musiker und Organist in Mariastein tätig*). Er hat die Orgel jedenfalls unterhalten und gehört, wenn sich einzelne Pfeifen verstimmt hatten. P. Leopold hat dann uns engagiert, wenn die Orgel verstimmt war, und wir durften auf sein Kommando Tasten drücken.

Wenn es im Sommer sehr trocken war, waren die viereckigen Holzpfeifen oft verstimmt, oder die Holzverleimungen sind aufgegangen. Und dann hat er selbst geflickt und neu gestimmt. Und damit das weniger oft passierte, ist er auf eine Idee gekommen, wie man die Orgel befeuchten könnte. Er liess innerhalb des Orgelkastens Blumenkistchen aufstellen und mit Wasser füllen, ein höher gestelltes verband er jeweils mit einem unteren Kistchen durch ein feuchtes Tuch, das das Wasser langsam siphonartig nach unten sog: So verdunstete Wasser und die Luft wurde befeuchtet. Aber beim Wasserfüllen musste man zwischen den Pfeifen über leiterartige

Treppen steigen, sodass dauernd irgendwie Wasser verschüttet wurde. Das gab unter dem Boden Schäden am Gips, sodass man diese Aktion dann verboten hat. P. German sagte: «Jetzt ist es verboten! Es wird kein Wasser mehr in die Orgel getragen! Der Schaden ist grösser als der Nutzen.»

P. Leonhard: So haben Sie also auch Kontakt mit der Königin der Instrumente bekommen...

Hans Martin: Ich hab dann noch eine geschickte Methode gefunden, wie ich heimlich Orgel spielen konnte...

P. Leonhard: Wie haben Sie das angestellt?

Hans Martin: Das war so: Früher musste man ja durch die Basilika, um zum Gang zur Gnadenkapelle zu gelangen. Nun kam es vor, dass manchmal fünf oder sechs Buben zum Ministrieren antanzten, obwohl man nur vier brauchte. Da hat Br. Stephan mich dann, wenn ich überzählig war, hinuntergeschickt in die Gnadenkapelle. Dort musste man den Leuten sagen, dass die Kapelle jetzt während der Messe geschlossen wird. Man ging hinter den Letzten her hinauf. Und oben, wenn die Letzten draussen waren, schloss man den Zugang zur Gnadenkapelle ab, damit in der Kirche während des Amtes kein Geläuf entstand. Da man die Tür von innen zusperrte, musste ich dann wieder hinunter in die Gnadenkapelle, um dort den inneren Zugang zu benutzen. Der führte durch die Gnadenkapellensakristei und über die Empore wieder hoch ins Kloster und zur Kirche. Das war nun der Moment, wo ich völlig ungestört die Orgel auf der Gnadenkapellenempore anstellen und ausprobieren konnte. Ich wusste ja, alle waren oben und keiner konnte mich hören. Da konnte ich jedes Mal mindestens eine Viertelstunde üben, was ich wollte. Man hat mich eigentlich nie vermisst. Br. Stephan hat mich nie gefragt: «Warum bist du denn so lange nicht gekommen?» Früh übt sich ..., – jedenfalls spiele ich heute noch gerne auf meiner Heimorgel!

Konventgarten mit Fischliweiher und Bienenhaus im Innenhof (ca. 1963).

Bubenstreich am Klosterhof

P. Leonhard: *Wen haben die Kinder noch gut gekannt vom Kloster?*

Hans Martin: Aus dem Garten kannte man noch den P. Odilo. Und natürlich Br. Josef, – der war der grosse Gärtner! Also ich habe nie in meinem Leben jemanden so arbeiten und krampfen gesehen wie den Br. Josef, und er hatte wirklich einen schönen Garten: unkrautfrei und mit schönem Gemüse, und Gladiolen und Geranien für die Kirche ...

P. Vinzenz war eher der zurückgezogene Theoretiker, mit ihm hatte man nicht so viel Kontakt. P. Thomas war einer der letzten guten Prediger (*Anm. d. Red.: P. Thomas Kreider, 1910–1989*). Der brauchte von der Kanzel keine Lautsprecheranlage! Die Leute waren bei ihm sehr aufmerksam. Und er war immer freundlich, wenn man zu ihm ging. Wenn die Patres spazieren gingen, sind wir

hingegangen und haben allen die Hand gegeben. Viele Patres waren damals halt noch in Altdorf oder in Pfarreien: P. Athanas in Metzerlen oder P. Benedikt in Hofstetten. Die Altdorfer Patres lernte ich dann erst richtig kennen, als ich auf dem Kollegi in Altdorf war: P. Ezzo, P. Johannes, P. Hugo, P. Felix, P. Anselm, der ja summa cum laude promoviert hatte ...

Sehr gut gekannt hat man in Mariastein natürlich den P. German: Der war allgemein beliebt und sehr volksnah und praktisch veranlagt (*Anm. d. Red.: P. German Born, 1901–1978*). Wenn man ein Problem hatte, dann ging man zu ihm.

P. Leonhard: *Apropos P. German. Erzählen Sie doch noch von Ihrem Streich am Klosterhof!*

Hans Martin: Das waren die Jurabuben und die von der Post! Da war ich nicht mit dabei. Das ist ja fast schon eine Generation nach mir. Das war so: Das Bauernhaus am Kloster-



platz war eben rundherum neu verputzt worden. Das gehörte ja dem Kloster. Als das Gerüst abgebaut war, haben die Buben versucht, Dreckbollen durch die fenstergrossen Öffnungen unter dem Dach zu werfen. Leider haben nur die wenigsten die Öffnung getroffen. Das gab auf der frischverputzten Fassade natürlich einige hässliche Flecken, bis endlich jemand die Lausbuben bemerkte und die junge Frau des Pächters rief. Die hat dann natürlich mit Recht ausgerufen, als sie den Schaden sah. Sie informierte den Ökonom P. German. Weil man glaubte, das Gerüst nochmals neu aufstellen zu müssen, drohte man schon mit einem finanziellen Nachspiel für die Beteiligten. P. German schritt erst einmal beruhigend ein und sagte: «Wenn der Verputz wirklich das Geld wert ist, das das Kloster dafür bezahlt hat, dann muss man den Dreck darauf auch einfach abwaschen können.»

Und zum Staunen vieler Pilger auf dem Klosterplatz nahm P. German einfach selbst eine lange Leiter, einen Eimer und einen Schwamm und stieg an der Fassade des Bauernhauses hoch, um die Flecken wegzuwischen und die Untat der Lausbuben ungeschehen zu machen. Da hatten die Buben Glück, dass sie sich dank P. German ungeschoren aus der Affäre ziehen konnten. Wenn ich jünger gewesen wäre, dann wäre ich damals vielleicht auch mit dabei gewesen. Ja, so einer war P. German!

P. Leonhard: Wenn man mit diesen Patres aufwächst, hat man da als Bube nicht auch Klostergedanken?

Hans Martin: Zwischendurch hat man natürlich schon auch mal gedacht, das könnte etwas sein für die Zukunft. Vielleicht hat meine Mutter das gehofft. Aber mit 16 oder 17 hatte ich mich doch entschieden: Es hat halt bei mir nicht sein sollen!

Links: Blick auf die Klosteranlage von Süden. Im Vordergrund der lange Schopf (heute Mönchszellen) mit dem Wohngebäude am Ostende (rechts, ca. 1950), wo die Familie Martin wohnte.

